

Nr. 224. Bromberg, den 2. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(3. Fortsetzung.) ———

„Du willst wirklich heute abend noch deinen Bruder aufsuchen?“ fragte er überrascht.

„Warum nicht?“

Herr Pendleton suchte nach einem Grund, fand aber keinen. „Ist es nicht etwas spät?“ wandte er ein.

„Unsinn!“ Frau Pendleton sah auf ihre Armbanduhr. „Es sind nur wenige Minuten über acht.“

„Warum wartest du nicht bis morgen?“ fragte ihr Gatte mit einem sehnsüchtigen Blick nach dem lauschigen Kaminplatz in der Halle. „Draußen ist es scheußlich. Hör nur den Wind!“

„Soll es abgemacht werden, dann muß es heute abend geschehen“, sagte Frau Pendleton bestimmt. „Außerdem bliebe morgen keine Zeit dafür, wenn wir den Zehn-Uhr-Zug nach London erreichen wollen. Auch könnte Austin uns sehen, wenn wir bei Tage kämen, und ich will nicht, daß er davon weiß, — er würde uns höchstens Hindernisse in den Weg legen wollen.“

„Und Sisily?“

„Laß sie nur ruhig in ihrem Zimmer. Sie sah müde aus und braucht Nachtruhe. Es wäre gut, wenn du den Wagen gleich bestelltest.“

Herr Pendleton sagte nichts mehr, und seine Frau stob davon, um sich für die Fahrt umzukleiden. Als sie aus dem Zimmer hinunterstieg, wartete ihr Mann in der Halle, und die Laterne des gemieteten Automobils leuchtete durch die Finsternis vor dem Hause. In wenigen Minuten hatte der Wagen die Stadt durchmessen und schoß nun in beschleunigtem Tempo durch das windgeschüttelte Sumpfland.

6. Kapitel.

Robert Turold saß an seinem Tisch, den eine Hängelampe beleuchtete, und schrieb eifrig. Als Thalassa eintrat, blickte er auf und sah gedankenvoll zu, wie jener die Lampe putzte und das Feuer schürte. Als er damit fertig war, verweilte Thalassa noch, als erwarte er, daß sein Herr etwas sagen sollte.

„Wie steht heute abend das Glas, Thalassa?“ fragte Robert Turold zerstreut.

Er meinte damit ein Wetterglas, das unten in der Halle hing.

„Es fällt“, gab Thalassa zurück.

„Dann, fürchte ich, kommt wieder eine böse Nacht.“

„Das Glas fällt in Cornwall immer, und immer wieder kommt eine böse Nacht“, antwortete der Diener kurz. „Wollen Sie noch lange in dem verwünschten Loch bleiben?“

„Nicht mehr lang“, sagte sein Herr mild. „Es ist vielleicht ein öder Ort für dich, doch nicht für mich, — nein, nicht für mich. Hier war das Ende meines Suchens — versteckt lag es hier im Cornwallschen Dörfchen. Denke dran, Thalassa, bald bin ich Lord Turrald!“

„Ich weiß nicht, was es nützen soll“, beharrte der andere. „Es kostet Sie ein Schandgeld. Das ist schließlich Ihre Sache. Doch, was kommt dann? Ich wüßte es gern.“

„Sobald ich Cornwall verlasse —“

„Sie meinen „wir“, nicht wahr?“ unterbrach Thalassa.

„Natürlich meine ich dich so gut als mich“, versetzte Robert Turold fast demütig. „Es wäre mir leid, mich von dir trennen zu müssen, Thalassa, das mußt du doch wissen. Ich habe vor, einen Teil der Familiengüter von Great Missenden zu erwerben, die jetzt eben verkäuflich sind, und meine Tage auf einem Stück Erde zu beschließen, das einst meinen Vätern gehörte. Dies war der Traum meines Lebens. Nun wird er bald in Erfüllung gehen.“

Hierauf wandte Robert Turold sich aufs neue seinen Dokumenten zu. Thalassa aber beobachtete ihn immer noch, als hätte er etwas auf dem Herzen. Das brach denn auch jäh aus ihm hervor:

„Und Ihre Tochter?“

„Meine Tochter reist für längere Zeit mit meiner Schwester nach London“, sagte Robert Turold hastig. „Sie bedarf weiblicher Führung und vieler Annehmlichkeiten, die ich in meiner großen Inanspruchnahme ihr nicht gewähren kann. Der Aufenthalt in London wird ihr sehr nutzbringend sein.“

Robert Turold gab diese Erklärung mit abgewandtem Gesicht, und sie klang wie eine Entschuldigung. Es schien, als sei die Beziehung der beiden in seltsamer Weise vertauscht. Als sei Thalassa der Gebieter und der andere der Knecht.

„Oh, das ist es also?“ Thalassa sah seinen Herrn durchdringend an. „Nun, sie ist Ihre eigene Tochter, und ich will annehmen, daß Sie wohl wissen, was ihr gut tut.“ Er sprach gleichgültig, seine Stimme aber klang eigentümlich. „Ich für mein Teil werde froh sein, von Cornwall fortzukommen. Es ist ein gräßlicher Ort, nur gut für Möwen und Wilde. Der Sturm kommt!“

Ein heftiger Stoß erschütterte das Haus, rüttelte an den Fensterscheiben des Zimmers.

„Der verdammte Wind!“ brummte Thalassa. „Es ist kaum zum Aushalten. Ich gehe jetzt hinunter, nach dem Rechten zu sehen. Sie werden wohl Ihr Abendbrot hier oben nehmen?“

„Ja. Ich habe noch viel Arbeit vor, ehe ich zu Bette gehe.“

Ohne ein weiteres Wort verließ Thalassa das Zimmer, und Robert Turold begann mit leicht zitternder Hand in den Papieren zu wühlen. Sein Antlitz war verstört und bedrückt. Mag sein, daß er die Ereignisse des Tages nochmals überdachte und sich fragte, ob er nicht für die Befriedigung seines Ehrgeizes zu hohen Preis gezahlt hatte. Ihr hatte er seine Tochter zum Opfer gebracht und die Frau, die nun im nahen Kirchhof ruhte. Nichts stellte das Geheimnis wieder her, das er heute nachmittag preisgegeben hatte.

7. Kapitel.

Als Thalassa das Zimmer seines Herrn verließ, ging er rasch die Treppen hinunter und verschwand in den rückwärtigen Regionen des Hauses. Es galt noch Pflichten zu

erfüllen, ehe sein Tagewerk zu Ende war. Holz mußte gespalten, Kohle getragen, Wasser gepumpt werden. Fast eine Stunde verstrich, ehe er wiederkam und, die Kerze noch in der Hand, die Küche betrat.

Eine kleine Frau mit unsteten Zügen, spitzer Nase und blinzelnden Augen saß an einem Ende des Küchentisches und hatte Karten vor sich ausgelegt. Als die Tür aufging, sah sie empor, und Furcht kroch in ihren Blick. Sie war Thalassas Weib, doch diese Tatsache wurde von Thalassa selbst so vollständig übersehen, daß andere Leute es gar nicht merken mußten. Das Paar teilte sich in die Hausarbeit von Flint-House, doch abgesehen von diesem gemeinsamen Interesse widmete Thalassa seiner Frau nur wenig Aufmerksamkeit, lebte ein einsames, trübseliges Leben, aß und schlief allein und hatte keinerlei Umgang mit ihr außer den nötigsten Gesprächen, die Ordnung im Hause betreffend.

Frau Thalassa aber fand Trost in zwei Paketen, kleiner, mit Eselsohren behafteter Spielkarten. Das Patiencespiel wiegte sie in Vergessen. Eben war sie damit beschäftigt, mischte die Karten und legte die Reihen mit schnellen, nervösen Bewegungen ihrer arbeitsharten kleinen Hände. Nochmals blickte sie nach ihrem eintretenden Mann, dann neigte sie sich wieder über ihr Kartenspiel. Thalassa saß auf einem Holzstuhl, lauschte in Sturm und Regen hinaus und sah gelegentlich nach der Frau, die in ihre Karten vertieft war. Eine halbe Stunde verging ohne jeden Laut, nur unterbrochen vom Prasseln des Regens an den Scheiben und durch das Ticken der Uhr, die auf dem Ofen stand. Plötzlich tönte schrill der Klang von Robert Turolds Zimmerglocke.

Thalassa wartete, bis er verklungen war. Dann verließ er die Küche und ging bedächtigen Schrittes nach oben.

Die Tür zum Arbeitszimmer seines Herrn war unverschlossen. Ohne zu klopfen trat er ein, prallte aber zurück, von dem Anblick verwundert, der sich ihm bot. Wie ein geschlagener Hund lehnte Robert Turold am Tisch, wand sich und schlotterte vor Angst. Als Thalassa eintrat, stürzte er auf ihn zu.

„Gott sei Dank, daß du kamst, Thalassa", rief er.

„Was ist Ihnen denn?" fragte Thalassa ernst.

„Er ist wiedergekommen, Thalassa, — er ist wiedergekommen."

„Er? Wer?"

„Du weißt nur zu gut, wen ich meine. Es ist —." Er senkte die Stimme und flüsterte dem anderen einen Namen ins Ohr.

Thalassas braune Wange wurde blaß, doch rasch entgegnete er:

„Was schwätzen Sie für dummes Zeug? Wie könnte er wiederkommen? Wie oft muß ich Ihnen sagen, daß er tot ist?"

„Du hältst ihn für tot, Thalassa. Aber er lebt."

„Woher wissen Sie?"

„Ich hörte ihn."

„Hörte ihn? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich hörte seine Schritte um das Haus klappern, wie in jener Nacht auf jener verwünschten Insel. Habe ich je den Klang seiner Schritte vergessen, damals als er über die Felsen jagte und nach uns zurückblickte mit seinen wilden Augen, während Blut über sein Gesicht troff, — und wie er rannte und rannte, bis er fiel? Der Klang seiner fliehenden Schritte, die über die Felsen klapperten, verfolgte mich seither bei Tag und Nacht. Heute abend hörte ich ihn wieder."

„Ich sage Ihnen nochmals, er ist tot. Wie! Sie meinen wirklich, Sie könnten in einer solchen Nacht Schritte hören?" Rasch trat der Mann an das nächste Fenster und stieß es auf. Rauschender Wind füllte das Zimmer, geräuschvoll flatterten die Fenstervorhänge. „Und wohin würde er laufen? Glauben Sie, er könnte von außen hier hereinklettern?"

„Es mag sein Geist gewesen sein", murmelte der andere.

„Geister kommen nicht durch das Meer, und ihre Schritte klappern nicht", versetzte Thalassa kalt. „Das Haus ist rings versperrt und kein anderes steht in der Nähe. Was fürchten Sie also? Sie quälen sich ohne jeden Grund. Ich will Ihnen jetzt Ihr Abendbrot bringen und ein wenig Whisky dazu. Und je eher Sie diesen verdammten Ort verlassen, um so besser wird es sein."

Er ging an den Kamin hinüber und zerdrückte die Kohle zu lichter Glut, dann wandte er sich, das Zimmer zu verlassen. Es war klar, daß seine Worte einige Wirkung auf Robert Turold geübt hatten, der sich jetzt mühte, wieder Würde zu zeigen, ehe der Zeuge seiner Demütigung von ihm ging.

„Du hast recht, Thalassa", sagte er im gewohnten Ton, „meine Nerven sind etwas überanstrengt, glaube ich: Du sagtest doch, das Haus sei über Nacht verschlossen?"

„Überall verriegelt und versperrt", entgegnete Thalassa und ging.

Er stieg wieder zur Küche hinunter. Dort wanderte er ruhelos umher. Gelegentlich stand er still und blickte durch das Fenster in die schwarze Nacht hinaus. Der Regen hatte aufgehört, doch wütend raste der Sturm, und das Meer donnerte am Fuße der Klippen. Ringsum wich der Nebel, und Thalassas Blick unterschied nun inmitten der Felsen eine seltsame Gestalt. Seiner Phantasie schien es, als sei das der Umriß eines Mannes, der bewegungslos nach dem Hause herübersah.

Thalassa stand nächst dem Fenster und starrte auf die Erscheinung. Da drang durch die Stille ein schwacher Laut zu ihm. Er schien vom Haupteingang her zu kommen. Thalassa blickte nach seiner Frau. Die aber schien nichts gehört zu haben, und ihr grauer Kopf blieb über die Karten gebeugt. Da ging er lautlos aus der Küche und schloß leise hinter sich die Tür.

Sein Weib blieb am Tische sitzen, ihrer Karten gewärtig, sonst aber blind und taub für alles. Sie mischte, dachte nach, legte frische Reihen auf. Das alte Haus knirschte und krachte im Wind, dann ward es still wie ein Mann, den mitten im Schrecken und Gähnen der Schlaf überfällt. Die Zeit verging. Thalassa kam nicht wieder, doch sie merkte sein Fehlen nicht. Es regnete heftiger, schlug unbarmherzig gegen die Scheiben, als verlange es Einlaß, und plötzlich war alles vorbei, wie auf geheimen Befehl, und wieder war tiefe Stille.

Ein Stückchen Kohle sprang zischend aus der Glut, bis vor Frau Thalassas Fuß. Sie stand auf, es wieder ins Feuer zu legen, und sah, daß sie allein war.

Sie vermeinte, ihres Mannes Schritte im Flur zu hören und öffnete die Tür. Doch niemand war draußen. Das Erdgeschoß des Hauses war dunstig und dunkel, doch konnte sie die Lampe sehen, die im Vorsaal stand. Eben wollte sie an ihren Platz zurückkehren, als jene Lampe plötzlich aufleuchtete, ungeheuere Schatten warf und schwarz verlöschte. Das Gehaben der Lampe schreckte sie. Wieso war sie plötzlich aufgeflammt und dann ausgegangen? Und wessen Schritte hatte sie gehört? Voll lähmender Furcht schloß sie die Tür und kehrte an ihr Spiel zurück. Doch plötzlich verfing der Zauber der Karten nicht mehr. Wo war Jasper? Warum kam er nicht zurück? Drückend herrschte Stille. Wie Geisterhand griff Angst nach ihr. Die Lampe und die Schritte — was bedeuteten sie? Hatte sie wirklich Schritte vernommen?

Ih war, als sähe sie etwas Weißes im vorhanglosen Fensterrahmen. Sie barg das Gesicht in den Händen, denn ihr fehlte der Mut, hinzutreten und den Laden zu schließen.

Rätselhaftes Geräusch über ihr, als kröche jemand auf allen Vieren, ließ sie den Blick wieder auf die Tür heften, die nach dem Flur führte. Schreckerfüllt sah sie, daß sie nicht vollständig geschlossen war. Sie fragte sich, ob sie wohl wagen solle, sie zu versperren. Angenommen, es wäre doch nur ihr Mann gewesen? Und die Geräusche? Hatte sie recht gehört, oder war es nur eingebildeter Lärm gewesen?

Nun vernahm sie einen undeutlichen Laut, wie das Zuschlagen einer Tür über ihr. Plötzliches Angstgefühl bewirkte, daß sie zur Flurtür flog, sie zu verschließen. Doch ehe sie sie noch erreichte, flog die Tür gewaltsam auf, wie von Riesenhand geöffnet, und kalter Wind blies ihr ins Gesicht. Die Lampe auf dem Küchentisch lohte in der Zugluft steil empor, dann verlöschte auch sie. Die Frau stand mit vor Schreck vorgequollenen Augen. Da kam von oben her ein Schrei, und diesem folgte ein Krach, der das Haus in seinen Grundmauern erbeben ließ. Dann drang die

äußere Finsternis auch in die Seele der Lauschenden und nahm ihr die Besinnung, als falle rasch ein Vorhang nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Thoma.

Zum 90. Gedenk-Geburtstage des Meisters: 2. Oktober 1929.

Von Prof. Dr. K. Gerstenberg (Halle).

Mit Corinth, dem nach Art und Wesen so grundverschiedenen Meister, teilt Thoma das ungewöhnliche Geschick, daß die junge Generation der Maler zu ihm als dem gleichstrebenden, aber weiseren Weggenossen aufblickt. Thoma, der alte Ekkehard der deutschen Kunst, hat nun zwar den Pinsel aus der Hand gelegt, aber was er in seinen letzten Werken hingestellt hat, das schließt im Stile das Alter merkwürdig mit der Jugend zusammen. Eine kindlich reine Anschauung tritt darin wieder zutage in festen, präzisen Formen und klaren ungebrochenen Farben. Es will heute schier unbegreiflich scheinen, daß die schlichte, starke Kunst Thomas so lange vergeblich hat um Anerkennung ringen müssen. Und doch mußte Thoma fünfzig Jahre alt werden, bis der Ruhm zu ihm kam, nachdem er in Berlin und Düsseldorf von den Ausstellungen zurückgewiesen und in München 1877 als sozialdemokratischer Maler gebrandmarkt worden war, — Ausfluß derselben Borniertheit, die heute auch tendenzloses, künstlerisches Schaffen als Bolschewistenkunst verschreit. Die Augen, die sich an den novellistisch zugespitzten Dorferzählungen Defreggers und Vautiers berauschten, konnten freilich nicht die Werke sehen, die Thoma, der Schwarzwalddörfler, mit gesundem Instinkt hinstellte. Das Bild des Dorfgeigers etwa wäre den anderen Künstlern viel zu uninteressant gewesen, und doch steckt in diesem armen Burschen, der bei Mondaufgang im engen Gärtchen auf seiner Geige kratzte, mehr Dorf, mehr Seele, als in den nach dem Modell im Atelier gestellten Bildern der andern.

Thoma hat mit zwei Bildungsmächten gerungen. Er ist in Paris gewesen und hat Courbets handfesten Naturalismus bewundert und hat wie Leibl etwas Neues daraus zu machen gewußt; und er ist in Italien gewesen und auch im Kreise Marées und hat die reinigende Wirkung klaren, architektonischen Denkens im Formaufbau erfahren. Trotzdem ist er im Kern immer derselbe geblieben. Auch er hat die Natureindrücke stilisiert in dem Sinne, daß er vereinfachte und auf manches verzichtete, was er sah. Was nicht in ihm lag, etwa monumentale Größe, hat er auch nie angestrebt. Er trug einen sicheren Kompaß in sich und steuerte nicht falsch. So blieb er zeitlebens ein Künstler reinsten Wassers, wie sie in der deutschen Kunst so selten sind. Immer hat er gewußt — und auch das verbindet ihn mit der jungen Generation —, daß das innere Schauen die Hauptsache ist. Alle Stoffe, die er malte, hat er innerlich auf ihren eigentlichen Kern zu läutern verstanden.

Thoma hat die Landschaft der deutschen Gaue, die Schwarzwaldlandschaft, die Landschaft des Oberrheins und des Taunus zuerst in ihrer schlichten Schönheit ohne aufdringliche Motivwahl dargestellt. Immer besaß er ein Gefühl für das, was im höheren Sinne charakteristisch ist für ein ganzes Gebiet. Dadurch allein hat er, wie die alten Holländer, einen Landschaftseindruck merklich erschöpfen können. Gleichgültig, was er malte, ob Akte oder Landschaften, Bildnisse oder mythologische Historien, immer wollte er durch das Schauen das Geheimnis der Stille allen Seins erfassen, wodurch er sich als Antipode des Impressionismus erweist. Mit Nachdruck hat Thoma auch in Wort und Schrift darauf hingewiesen, daß es in der Kunst einzig auf den inneren Menschen ankomme. In dem altersmilden Büchlein „Im Winter des Lebens" hält er dem rastlosen Jagen der Gegenwart die stille Erkenntnis entgegen: „Die Harmonie der Schönheit liegt nicht in der Welt da draußen; sie ist nur eine Fähigkeit der Seele, das zu empfangen, was die Sinne ihr zuführen."

*

Hans-Thoma-Anekdoten.

Hans Thoma korrigierte in Karlsruhe einmal einem seiner Schüler ein Stilleben, an dem dieser gerade arbeitete. Der war aber mit der Korrektur nicht einverstanden und sagte:

„Ihre Art der Auffassung, Meister, ist mir zu trocken Ich möchte malen wie Rubens."

„Ich auch", erwiderte Thoma mit aller Ruhe.

*

Etwa sechs Wochen vor Hans Thomas Sterbetag mag es gewesen sein: Wie so manches Mal in den letzten beiden Lebensjahren des Altmeisters, in denen er sich oftmals nicht recht wohlfühlte, weilte einer seiner intimsten Freunde, ein Universitätsprofessor der Medizin in Göttingen, bei ihm. Nur wenige Tage konnte der Gast bleiben. Seine Berufspflicht rief ihn. Thoma bat um Verlängerung des Aufenthalts. Der Gast wies auf die Unmöglichkeit hin . . . Da sagte Thoma in seinem breiten Dialekt des oberbadischen Landes: Recht hascht eigentli. Mit em Logierbesuch is es e so:

Am erschte Tag a Gascht,
Am zweite Tag e Lascht,
Am dritte Tag e Unflat,
So ma nit fortgaht!"

*

Ein Kunsthändler schrieb einmal an Hans Thoma, er besitze ein älteres Bild von ihm, das eine Gesellschaft im Garten darstelle. Er habe für das Bild auch einen ernsthaften Reflektanten, der aber unbedingt wissen wolle, wer auf dem Bild dargestellt sei. Sonst würde er es nicht kaufen. Thoma überlegte nicht lange, sondern schrieb dem Kunsthändler: „Auf dem Bild finden Sie meinen Vetter Hieronymus Zimt mit seiner Familie." Das Bild war wenige Tage später verkauft. Nach Thomas „neuen" Verwandten möge man aber ja in keinem Kirchenbuch nachforschen! Es wäre verlorene Liebesmüh!

Hans Thoma sagte einmal: „Der Dilettant will mehr als er kann, das Talent kann, was es will, das Genie kann mehr als es will." H. B.

Das Tor der Hölle.

Skizze von Marianne Westerlind.

„Verdammt nochmal, aber es wirkt komisch, wenn ihr das Wort Afrika in den Mund nehmt, Herrschaften . . . Was wißt ihr von Afrika? Habt im Klubsessel bei Salonlampenschein frisierte Kolonialromane durchblättert . . . Nein, ihr habt auch schon hineingerochen ins Land, ganze anderthalb Jahre Tennis gespielt an der Küste, Herrenabende gegeben, mit Gansleberpasteten beginnend und Talmifetischtänzen endigend, seid im Auto bißchen spazieren gefahren, habt unter Ventilatorengesumme — eisgekühlte Getränke neben euch auf dem Schreibtisch — gehorsamst eilige, höchst wichtige Berichte auf Aktenbogen niedergeschrieben. Haha, da lachen ja alle Nilpferde . . ."

Der alte Afrikaner, lederhäutig, mit verknautschten Zügen, noch beim zehnten Whisky-Soda nüchtern wie ein Konfirmand, goß die Lauge seines Spottes mit vollen Kübeln aus. Alle schwiegen. Auf und nieder stieg das Schiff, die Rauchzimmerfenster hoben und senkten sich, und wenn sie sich senkten, lag die ganze, unermeßliche Meeresweite hinterm Glas. Man war bald auf der Höhe von Rio de Ora. Es fing an, unwiderruflich heiß zu werden. Ein paar junge und jüngste Afrikaner, abgesondert von den Deckspielen, vom Flirten beim Vormittagskonzert, scharten sich um Gallus. Er war in ihren Augen so etwas wie ein Held. Sein Leben ein Räuberbuch. Jede Seite, die man aufschlug, interessant. Seine Wahrheiten, zuweilen schmerzhaft, nahm ihm niemand übel.

„Kurz und gut", begann er wieder, „ihr machtet euch zu Hause lächerlich mit der Behauptung, in Afrika gewesen zu sein. Afrika und euer Küstenklatsch sind zwei verschiedene Dinge. Ein halbes Dutzend Gorillas erbeutet, ebenso oft Schwarzwasser mit Schlangenbisse, widerspenstige Häuptlinge im Hinterland zu Vertragsabschlüssen gebändigt, von Kannibalen zum erstklassigen Festbraten auserlesen, von Fetischpriestern verschleppt, von Alligatoren verschluckt — dann könnt ihr einen Ton mitreden, verstanden? Einen Ton."

„Also — um beim Thema zu bleiben — wie war das mit dem Tor der Hölle?" fragte ein sanfter Assessor.

Gallus goß das elfte Glas hinunter. „Richtig, ja, das wollte ich erzählen. Steward, bringen Sie mal ungezählte Whiskys. Also ja — dammig — wann war das doch? Noch

vor der deutschen Flaggenhissung. Schon ein bißchen her... Wenn ich mich nicht irre, war das so bei Sokode herum, wo jetzt eine glatte Autostraße läuft, Himmel, es ist wahr, kein Volk der Erde versteht so vorbildlich zu kolonisieren, wie die Deutschen. Damals war das Hinterland noch unerschlossen. Wir wollten bis in die Gegend des Niger vorstoßen. An der Küste war ich aufgebrochen, als der Harmattan wehte. Mit einem weißen Mitarbeiter, blutjung wie ich, und einer Trägerkolonne, bestehend aus Ewes. In Fupa-bo hatte sich uns eine dreizehnjährige Negerin angeschlossen, die nicht abzuschütteln war. Sie hieß Sassi, aber ich taufte sie Umbra, da sie mir wie ein Schatten folgte. Nun ja... Hinter Sokode, auf dem Wege nach Basilo, stießen wir, aus der Ebene kommend, wieder auf bewaldete Höhenzüge. Grasbrände wüteten, im hohen Elefantengras brüllten die Raubtiere. Meine Träger erlegten einen Löwen, furchtlos; vor dem toten Tier beschrieben sie angstvoll einen Umweg. Diese Neger ersticken im Aberglauben; ihre Schutz- und Rachegeisterlehren machen nicht halt vor Tieren, Bergen, Bäumen. Beseelt sind alle Erscheinungsformen ihrer Sinneswelt. Sie verehren gewisse Schlangenarten, auch Krokodile; göttlich ist ihnen der Drachenbaum, der heilige Fetischbaum. Von Bergipfeln erflehen sie Schutz und Segen, die Götter des Meeres und des Blitzes fürchten sie. Allen guten und bösen Geistern bringen sie Opfer, ja besonders den bösen, wie ihr Gottesdienst sich überhaupt meistens um Abwehr von Schaden dreht. Die Fetischpriester begaunern natürlich nach Kräften das Volk und fordern fleißig Opfergaben ein: Hühner, Schafe, Ziegen. Auch gefüllte Schnapsflaschen nimmt Mawu (Gott) gerne durch die Hand seines Dieners.

So gelangen wir in eine berüchtigte Gegend, wo eine Sage umging vom spurlosen Verschwundensein mehrerer Europäer: Engländer und Belgier. Meine Leute warnten mich. Ich glaube, es war bei Aledjo-Kadara. „Apeto, da ist ein Platz, den nennen sie das Tor der Hölle. Geh nicht dahin."

Blödsinn. Gerade das rätselhafte Verschwinden meiner beherzten Vorgänger wollte ich aufklären. Sassi umklammerte meine Knie. „Apeto — geh nicht!"

„Glaubst du, deutsche Männer fürchten euren faulen Fetischzauber?"

Aber sie wimmerte angstvoll vor sich hin.

In den Bergschluchten trieb sich viel wilder Völkermischmasch herum, Cabres, Tims, Kabures. Ein friedliches Licht blinkte einzig in den Augen der Haussa. Immerhin — Muttersöhnchen waren wir ja nicht. Mein Reisegenosse Forbach wagte mit zehn Trägern einen Vorstoß, ich blieb mit sechzig Leuten, unter Kapokbäumen rastend, zurück.

Forbach kehrte nicht wieder. Kein verabredetes Lebenszeichen, kein Hilferuf erreichte uns. Wir warteten eine Woche. Dann packte mich die Wut. Ich rüstete meine Leute gut mit Patronen aus und sagte ihnen, wir seien jetzt eine Strafexpedition, was ihnen viel Freude machte.

In einem Bergdorf vor Aledjo-Kadara begrüßte mich bauchrutschend der Häuptling. Ich ließ ein Schwefelholz aufflammen und frage: „Wo ist der weiße Mann geblieben?"

Angesichts des bläulichen Feuers knickte er zusammen. „Du bist groß, Herr, und ich will dich preisen, bis mir Haare auf den Zähnen wachsen, aber wo der weiße Mann ist, weiß ich nicht."

„Scher' dich zum Teufel, altes Borstenschwein."

Am Abend erfuhr ich alles. Das Ewig-Weibliche ist kein leerer Wahn. Sassi gebrauchte eine Kriegslist. Mich beschimpfend, erschlich sie das Vertrauen der Eingesessenen, hockte beim Abendfraß mit in ihrem Kreis, erlauschte ihr Geheimnis, ließ es heimlich verdolmetschen.

„Da ist ein großer Berg, Apeto" sagte sie, „er ist viele hundert Fuß hoch und fällt plötzlich steil ins Tal. Aus diesem Tal raucht des Morgens der Nebel so weiß, daß es unsichtbar ist. Die Leute hier führen die Fremden auf den Berg und stoßen sie unvermutet in die Tiefe. Dann nehmen sie ihre Gewehre und Patronen. In alten Zeiten haben sie gefangene Feinde oder wandernde Stämme auf diesen Berg geführt und so getötet. Ganze Völker sind vom Boden verschwunden. Apeto, kehre um!"

Das dunkeläugige Tierchen war reizend in seiner Liebe und Angst um mich. Ich lachte und spie Flüche.

Am nächsten Morgen ließ ich mich in angeblicher Neugier nach Götzenzeichnungen an Felsenhängen auf den Berg führen. „Geht voraus!" brüllte ich die Leute an. „Ich folge." Das wollten sie nicht. Und mit Kriegsgeheul brachen von allen Seiten meine Getreuen aus buschigen Verstecken. Ein regelrechtes Feuergefecht entspann sich. Nach wenigen Minuten waren die feindlichen Anführer erledigt, der Rest ergab sich. Der Neger ist untertan der Macht. Die Verkörperung des Machtbegriffes ist ihm Gottheit. „Herr, du bist größer als der größte Medizinmann", bekannte der Häuptling.

„Ich lasse euch Hunde zu Mus hacken, wenn ihr nicht eure Waffen abliefert." Demütig strömte das ganze Dorf herbei. Nachdem der dampfende Nebel verzogen, fanden wir unter mühevollem Klettern und Suchen die Leiche meines Reisegenossen. Auf ein ganzes Feld von Schädeln und Skeletten stießen wir. Das Tor der Hölle... Es war der 4. Februar. Das Datum habe ich nie vergessen."

Auf und nieder wogte das Wasser vor den Fenstern. Unaufhörlich stampften die Maschinen im Bauch des großen Schiffes.

Jemand fragte: „Was ist aus Sassi geworden?"

„Weiß ich nicht. Halt, nicht doch... jetzt fällt mir's ein. Ihr Verrat sickerte durch. Einige Leute, die nachträglich doch nicht ganz an meine Gottsendung und -gleichheit glaubten, gaben ihr Buschgift, Strophantus..."

Das war beim elften Glas. Aber jetzt war es kein Soda mit Whisky mehr, sondern Whisky mit Soda.



Bunte Chronik



* **Beethoven als Bühnenheld.** Nach Schubert und Chopin kommt demnächst Beethoven auf die Bühne. Im Budapester Stadttheater soll eine Oper aufgeführt werden, deren Handlung um den großen Komponisten spielt. Das oft erörterte Problem, inwieweit ein solches Beginnen sich künstlerisch rechtfertigen läßt, wird erneut aufleben. Inzwischen wird es vielleicht nützlich sein, an frühere ähnliche Versuche zu erinnern, wenn auch nur zu Vergleichszwecken. Es ist nicht allgemein bekannt, daß Beethoven schon vor einer Reihe von Jahren von der Bühne herab zur Nachwelt gesprochen hat: Sir Beerhohm Tree hat ein Schauspiel aufgeführt, dessen Held Beethoven gewesen ist. Das Stück hat sich nicht lange auf dem Repertoire erhalten. Mozart ist von Sacha Guitry dramatisiert worden. Rimsky-Korsakoff hat eine Oper „Mozart und Salieri" geschrieben, die von der Rivalität zwischen den beiden so ungleichen Komponisten handelt. Salieri hat, wie man weiß, in perfidester Weise gegen Mozart intrigiert und u. a. versucht, die Aufführung des „Don Giovanni" zu hintertreiben. Pfitzner hat den Palestrina zum Helden eines Musikdramas gemacht, das noch auf dem Spielplan mehrerer Opernhäuser steht. Den Sänger und Komponisten Alessandro Stradella hat Flotow als Bühnenhelden populär gemacht. In seiner Liszt-Biographie weist Guy de Pourtalès auf die vielen dramatischen Momente im Leben des genialen Abbé hin und der englische Kritiker Bonavia sagt in einer Besprechung dieses Buches: „Früher oder später wird diese Biographie einem Bühnenschriftsteller in die Hände fallen, und daraus wird sich ganz von selbst ein Bühnenstück ergeben, deren Helden Liszt und Wagner sein werden." — Ganz verschollen ist ein Singspiel, das in den siebziger Jahren in Wien aufgeführt wurde, und in dem aus Mozarts Leben die Episode dramatisiert war, wie er den Plan zur „Zauberflöte" entwarf. Den Mozart gab Franz Jauner, der später Direktor des Ringtheaters wurde, dieses Unglückshauses, dessen Brand über hundert Menschenopfer forderte.

Lustige Rundschau



* **Kleiner Unterschied.** „Ich habe meiner Frau zu ihrem Geburtstage eine Handtasche gekauft." — „Das wird sicher eine Überraschung für sie sein." — „Sicher, denn sie hatte gehofft, ein Auto zu bekommen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.